



Kalender für das Jahr 1912.

herausgeber: Erich Mühsam.



München 1912.
Kain-Verlag.

Preis 1 Mark

Walden

2675/1912

Wer niemals einen Rausch gekostet, denkt an
mit aller Zucht.

Im Brevé Man, Das ist Mein Brevé Man.

Herrn v. Meafen zur Erbauung in
nachdrucklichen Stunden gewidmet von

München

3. Juni 1912.

Erk. Meafen.



Erich Mühsam.

Kain-Kalender für das Jahr 1912.

herausgeber: **Erich Mühsam.**

Sämtliche Beiträge sind vom herausgeber.

München 1912.
Kain-Verlag.

6371



Inhalt.

	Seite
Kalendarium	5
Tolltojs Tod	17
Anarchie	21
Schwüle Nacht	24
Die Freivermählten	25
Fleischeslust	51
Chekla	52
Volkstettspiele	53
Verfuch einer Reformation der Sprichwörter	62
Golgatha	64
Carmen	65
Im Bruch	74

Januar

Das Jahr beginnt um Mitternacht,
Wenn Luft und Land vor Kälte kraecht.
Der Mensch grüßt froh den Neujahrstag
Und ahnt doch nicht, was kommen mag.

1	Montag
2	Dienstag
3	Mittwoch
4	Donnerstag
5	Freitag
6	Samstag
7	Sonntag
8	Montag
9	Dienstag
10	Mittwoch
11	Donnerstag
12	Freitag
13	Samstag
14	Sonntag
15	Montag
16	Dienstag
17	Mittwoch
18	Donnerstag
19	Freitag
20	Samstag
21	Sonntag
22	Montag
23	Dienstag
24	Mittwoch
25	Donnerstag
26	Freitag
27	Samstag
28	Sonntag
29	Montag
30	Dienstag
31	Mittwoch

februar

Der Sturm zerbricht den kahlen Ast.
Auf tobendem Meere birst der Mast.
Eis treibt zum Meer, Schnee stürzt zu Tal.
Die Menschen feiern Carneval.

1	Donnerstag
2	Freitag
3	Samstag
4	Sonntag
5	Montag
6	Dienstag
7	Mittwoch
8	Donnerstag
9	Freitag
10	Samstag
11	Sonntag
12	Montag
13	Dienstag
14	Mittwoch
15	Donnerstag
16	Freitag
17	Samstag
18	Sonntag
19	Montag
20	Dienstag
21	Mittwoch
22	Donnerstag
23	Freitag
24	Samstag
25	Sonntag
26	Montag
27	Dienstag
28	Mittwoch
29	Donnerstag

März

Die Welt erwacht aus Winternot.
Wild kämpft das Leben mit dem Tod.
Im freiheitsfehnen schwillt das Herz.
Der Mensch erlehrt sein heil vom März.

1	Freitag
2	Samstag
3	Sonntag
4	Montag
5	Dienstag
6	Mittwoch
7	Donnerstag
8	Freitag
9	Samstag
10	Sonntag
11	Montag
12	Dienstag
13	Mittwoch
14	Donnerstag
15	Freitag
16	Samstag
17	Sonntag
18	Montag
19	Dienstag
20	Mittwoch
21	Donnerstag
22	Freitag
23	Samstag
24	Sonntag
25	Montag
26	Dienstag
27	Mittwoch
28	Donnerstag
29	Freitag
30	Samstag
31	Sonntag

April

heut Regen, Wind und Hagelschlag
Und morgen strahlender Sonntag.
Der Menschheit Schicksal muß geschehen
Durch Kreuzigung und Auferstehen.

1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Samstag	
7	Sonntag	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Samstag	
14	Sonntag	
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Samstag	
21	Sonntag	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Samstag	
28	Sonntag	
29	Montag	
30	Dienstag	

Mai

Zur Paarung drängt's die Kreatur
Und neuer Samen schwängert die Flur.
Verkündend schwebt der heilige Geist
Zum Menschen, der dies Liebe heißt.

1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Samstag	
5	Sonntag	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Samstag	
12	Sonntag	
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Samstag	
19	Sonntag	
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Samstag	
26	Sonntag	
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	
31	Freitag	

Juni

Das Licht der langen Tage glänzt
Auf grüne Lande, bunt bekränzt.
Im warmen Sonnenschein gerät,
Was für den Herrn der Knecht gesät.

1	Samstag	
2	Sonntag	
3	Montag	
4	Dienstag	
5	Mittwoch	
6	Donnerstag	
7	Freitag	
8	Samstag	
9	Sonntag	
10	Montag	
11	Dienstag	
12	Mittwoch	
13	Donnerstag	
14	Freitag	
15	Samstag	
16	Sonntag	
17	Montag	
18	Dienstag	
19	Mittwoch	
20	Donnerstag	
21	Freitag	
22	Samstag	
23	Sonntag	
24	Montag	
25	Dienstag	
26	Mittwoch	
27	Donnerstag	
28	Freitag	
29	Samstag	
30	Sonntag	

Juli

Die Luft liegt glühend überm Land.
Dampf gähnt der Himmel im Sonnenbrand.
Die Berge und die Wasser ruhn, —
Der Mensch muß seine Arbeit tun.

1	Montag	
2	Dienstag	
3	Mittwoch	
4	Donnerstag	
5	Freitag	
6	Samstag	
7	Sonntag	
8	Montag	
9	Dienstag	
10	Mittwoch	
11	Donnerstag	
12	Freitag	
13	Samstag	
14	Sonntag	
15	Montag	
16	Dienstag	
17	Mittwoch	
18	Donnerstag	
19	Freitag	
20	Samstag	
21	Sonntag	
22	Montag	
23	Dienstag	
24	Mittwoch	
25	Donnerstag	
26	Freitag	
27	Samstag	
28	Sonntag	
29	Montag	
30	Dienstag	
31	Mittwoch	

August

Gewölk reißt donnernd und zündend
Gelähmte Lüfte atmen frei. lentswei.
Sternschnuppen fahren den Himmel
entlang.
Der herr der Erde nur seufzt im Zwang.

1	Donnerstag	
2	Freitag	
3	Samstag	
4	Sonntag	
5	Montag	
6	Dienstag	
7	Mittwoch	
8	Donnerstag	
9	Freitag	
10	Samstag	
11	Sonntag	
12	Montag	
13	Dienstag	
14	Mittwoch	
15	Donnerstag	
16	Freitag	
17	Samstag	
18	Sonntag	
19	Montag	
20	Dienstag	
21	Mittwoch	
22	Donnerstag	
23	Freitag	
24	Samstag	
25	Sonntag	
26	Montag	
27	Dienstag	
28	Mittwoch	
29	Donnerstag	
30	Freitag	
31	Samstag	

Septemb.

Der Boden saugt neuen Regen ein.
Die Saat trägt früchte. Es reißt der Wein.
Was weiße Allmacht den Menschen gab.
Der Reiche nimmt es dem Armen ab.

1	Sonntag	
2	Montag	
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	
7	Samstag	
8	Sonntag	
9	Montag	
10	Dienstag	
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	
14	Samstag	
15	Sonntag	
16	Montag	
17	Dienstag	
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	
21	Samstag	
22	Sonntag	
23	Montag	
24	Dienstag	
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	
28	Samstag	
29	Sonntag	
30	Montag	

Oktober

Der Herbst folgt der Natur Gebot.
 Die Blätter färben sich gelb und rot.
 Die Vögel fliehen mittagwärts.
 Den Menschen faßt ein Abschiedschmerz.

1	Dienstag	
2	Mittwoch	
3	Donnerstag	
4	Freitag	
5	Samstag	
6	Sonntag	
7	Montag	
8	Dienstag	
9	Mittwoch	
10	Donnerstag	
11	Freitag	
12	Samstag	
13	Sonntag	
14	Montag	
15	Dienstag	
16	Mittwoch	
17	Donnerstag	
18	Freitag	
19	Samstag	
20	Sonntag	
21	Montag	
22	Dienstag	
23	Mittwoch	
24	Donnerstag	
25	Freitag	
26	Samstag	
27	Sonntag	
28	Montag	
29	Dienstag	
30	Mittwoch	
31	Donnerstag	

Novemb.

Der Sturm entlaubt den Wald und gellt.
 Das Meer braust auf, das Schiff zerschellt.
 Den Armen beugt die Sorgenlast,
 Der Hunger kommt bei ihm zu Gast.

1	Freitag	
2	Samstag	
3	Sonntag	
4	Montag	
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Samstag	
10	Sonntag	
11	Montag	
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	
15	Freitag	
16	Samstag	
17	Sonntag	
18	Montag	
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Samstag	
24	Sonntag	
25	Montag	
26	Dienstag	
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Samstag	

Dezemb.

Die Erde kleidet sich in Schnee.
Die ganze Welt ist kalt und weh.
Vor Gott sind alle Menschen gleich.
Sie träumen vom ewigen Friedensreich.

1	Sonntag
2	Montag
3	Dienstag
4	Mittwoch
5	Donnerstag
6	Freitag
7	Samstag
8	Sonntag
9	Montag
10	Dienstag
11	Mittwoch
12	Donnerstag
13	Freitag
14	Samstag
15	Sonntag
16	Montag
17	Dienstag
18	Mittwoch
19	Donnerstag
20	Freitag
21	Samstag
22	Sonntag
23	Montag
24	Dienstag
25	Mittwoch
26	Donnerstag
27	Freitag
28	Samstag
29	Sonntag
30	Montag
31	Dienstag

Tolstojs Tod.

20. November 1910.

Die Liebe ist verwaist. Ihr Stärkster hort,
ihr Schützer, ihr Prophet, ihr Held, ihr Sohn,
die menschengewordne Liebe selbst ging fort.
Das Herz der Welt erbebt in seinen festen,
erschütterte von des Worts Posaumenton,
vom Testament des Weisesten und Besten.
Er ging, wie nie ein Mensch noch sterben ging,
nicht müde flüchtend, nicht mit Todesbeben;
er sprengte seines Daseins goldnen Ring,
zu einem seines Herzens mächtigen Schlag
mit dem der Welt.— An seinem Sterbetag
grüßt ihn der Sieg des langen Kampfs:

Das Leben.

Noch schläft die Sonne hinter Reif und Frost;
vereiste Wege, nur vom Schnee erhellt,
durchkreuzen bleich und lang erfrorene Gründe.
Durch den Novembermorgen pfeift und gellt,
wie Atemstöße roher Menschenfünde,

von Schmerz und Wollust heulend der
Nordost.

Da trappeln Pferde. Eine Wagenspur
spult flimmernd sich im schneeigen Boden ab.
Ein Greis verläßt sein Weib, sein Gut, sein Haus.
hinaus in Gottes einsamer Natur!

Die Hufe schlagen auf in scharfem Trab, —
in Rußlands stillste Einsamkeit hinaus.
Was arme Menschen Wohlstand dünkt und

Glück:

Bequemlichkeit und festliches Geschmeide
und Zärtlichkeit und liebende Betreuung, —
der flüchtige Greis wirft keinen Blick zurück.
Die Seele, eingekrustet im Genuß,
sehnt sich nach Reinigung und nach Erneuerung.
Sie wäscht sich rein von aller Menschheit Leid
und aller Menschheit weicht sie ihren Kuß. —
Sucht nicht den Gatten, sucht den Vater nicht,
der ohne Abschied ging, um Gott zu finden,
in seiner Sterbestunde für die Blinden
Gott anzuflehnen um Stab und Mut und Licht.
Der euch verließ gehört nicht euch allein.
Stört nicht sein Tun, so ihr die Menschheit achtet!
Wenn ihr barmherzig seid, tränkt nicht mit
Wein
den Sterblichen, der nach Erlösung schmachtet! —

Der Tag steigt auf. Die helle Sonne leuchtet
ins herbstliche Gefild mit warmer Blut,
daß rings vom Tau der Schnee sich funkelnd
feuchtet,

und daß des Greisen welke Brust sich dehnt,
noch einmal sich zurück zur Jugend sehnt,
noch einmal rascher rieseln fühlt das Blut.
Dann sinkt der Leib zusammen sieh und
Schwach. —

Nur rasch ihn betten unters nächste Dach! —
Und die ihn lieben, kommen, ihn zu pflegen,
noch einmal seine bleiche Hand zu küssen
und zu empfangen Scheidegruß und Segen.
Er wehrt sie ab. Schon dorren seine Lungen,
schon jagt in irrem Schlag der Puls des

Kranken:

In dieser Stunde nicht bedrängt sein müssen
von Zärtlichkeiten und Erinnerungen.

Nur noch zu Gott die Worte und Gedanken! —

Da draußen liegt die weite weiße Erde,
das Schlachtfeld, wo Millionen Menschen

leiden,

wo Haß und Kampf und Kriege und

Beschwerde

das Menschenherz von seiner Gottheit scheiden

Liebt euch! Seid Freunde, Brüder! haltet
Frieden!

Seid gut und widerstehet der Gewalt! — —
Der Sterbende hat an die Bahnstation
die ganze Menschheit vor sein Bett beschieden,
befiehlt ihr, Gottes Odem einzusaugen.
Er atmet auf. Ein Todeshauch weht kalt
um Herz und Stirne, — und der Menschensohn
erkennt den Gott und seufzt und schließt die
Augen.

Sein Herzschlag hat sich dem der Welt vereint. —
Die Liebe ist verwaist. — Die Menschheit weint.

Anarchie.

Anarchie bedeutet Herrschaftslosigkeit. Wer den Begriff mit keinem Gedanken verbinden kann, ehe er ihn nicht zur Zügellosigkeit umgedeutet hat, beweist damit, daß er mit den Empfindungsnerven eines Pferdes ausgerüstet ist.

Anarchie ist Freiheit von Zwang, Gewalt, Knechtung, Gesetz, Zentralisation, Staat. Die anarchische Gesellschaft setzt an deren Stelle: Freiwilligkeit, Verständigung, Vertrag, Konvention, Bündnis, Volk.

Aber die Menschen verlangen nach Herrschaft, weil sie in sich selbst keine Beherrschtheit haben. Sie küssen die Talare der Priester und die Stiefel der Fürsten, weil sie keine Selbstachtung haben und ihren Verehrungssinn nach außen produzieren müssen. Sie schreien nach Polizei, weil sie allein sich nicht schützen können gegen die Bestialität ihrer Instinkte. Wo ihr Zusammenleben gemeinsame Entschlüsse verlangt, da lassen sie sich vertreten (die deutsche Sprache ist sehr feinsüßlich), weil sie den eigenen Entschlüssen zu trauen nicht den Mut haben.

Das politische Leben der zivilisierten Völker erschöpft sich — um den Pferdevergleich wieder aufzunehmen — im Erfinden immer vollkommener Zügel, Sättel, Deichsel, Kandaren und Peitschen. Nur darin unterscheidet sich der arbeitende Mensch vom arbeitenden Pferd, daß er selber hilft, verbesserte Systeme seiner Fesselung zu erfinden und sich anzulegen. Doch gleichen sich beide im Zutrauen zu ihrem starken Eisenbeschlag und in der Verhinderung seiner Anwendung durch Scheutklappen.

Wissenschaftliche Läuterung hat die arbeitenden Menschen darüber aufgeklärt, daß die kapitalistische Verfassung sie des Ertrages ihrer Arbeit beraubt. Sie werden ausgebeutet und wissen das. Sie kennen auch den Weg, der zum Sozialismus leitet: die Überführung des Landes mithin aller Arbeitsmittel aus den Händen Privilegierter in den Besitz des Volkes. Sie kennen den Weg seit einem halben Jahrhundert, aber sie haben ihn bis heute mit keinem Fuße betreten.

Das Mittel zur Abänderung als schlecht erkannter Zustände heißt immer Aktion. Aber die Menschen unserer Zeit sind aktionsfaul. Um nichts tun zu müssen, haben sie die Theorie aufgestellt, daß sich die Geschichte nach materialistischen Notwendigkeiten entwickelt. Die Zeit funktioniert automatisch; die

arbeitenden Menschen aber warten ab, bis es der Zeit gefällig sein wird. Inzwischen flicken und putzen sie ihr Geschirr, schimpfen und wählen. Diese Interimsbeschäftigung ist ihnen zur Gewohnheit geworden, zum Bedürfnis, zum Lebenszweck. Daß sie auf etwas warten, haben sie darüber vergessen. Weh dem, der sie erinnert!

Anarchie ist die Gesellschaft brüderlicher Menschen, deren Wirtschaftsbund Sozialismus heißt. Brüderliche Menschen gibt es. Wo sie beinander sind, lebt Anarchie; denn einer Herrschaft bedürfen sie nicht. Was ihnen zu schaffen bleibt, ist Sozialismus. Die Aktion, die zum Sozialismus führt, heißt Arbeit. Wer nicht mitschaffen will, in brüderlicher Gemeinschaft sozialistische Arbeit zu verrichten, wer abwarten will, wie sich die Verhältnisse ohne sein Zutun entwickeln, der flicke und putze immerhin sein Geschirr, der schimpfe und wähle. Aber er nenne sich nicht Sozialist. Vor allem urteile er nicht über Anarchie. Denn die ist eine Angelegenheit der Herzen, und davon versteht er nichts.

Sellmann: Mehr pro forma. Es ist wohl sicher, daß mir der Bau übertragen wird. Ich bin seit 5 Jahren Mitglied des Vereins.

Kak: In Euren Reformbewegungen geht's ja zu wie bei den Staatsregierungen: gute Gesinnung verbürgt das stärkste Können, womit ich natürlich Deiner Fähigkeit keineswegs zu nahe treten will.

Sellmann: Du gibst mir doch zu, daß eine Bewegung sich selbst schaden müßte, wenn sie Leute unterstützte, die auf einem feindlichen Standpunkt stehen.

Kak: Ja freilich: Die Welt wird von Standpunkten aus regiert. Wenn ihr möglichst starr auf einem Standpunkt steht, so nennt ihr es eine Bewegung.

Sellmann: Mit Deiner Duldsamkeit wirst Du nicht weit kommen.

Kak: Ich habe noch gar nicht gemerkt, daß ich sonderlich duldsam wäre. Ich bin im Gegenteil recht intolerant gegen den Formalismus, in dem man gute Ideen, die fließendes Leben brauchen, vertrocknen läßt.

Sellmann: Ich sehe schon, worauf Du wieder hinaus willst. Wie sagtest Du doch neulich?

Wir sägen den Baum, den wir fällen wollen, an hundert Stellen mit einem Taschenmesser an, aus Angst, er könnte wirklich umfallen.

Kak: All euer freiheitlicher Vereinsenthusiasmus scheint mir absurd. Als unsere Väter auf den geistreichen Einfall kamen, daß die Juden auch Menschen sind, begruben sie den Gedanken in freimaurerlogen. Heute sind wir weiter. Heute verbrennen wir die Einsicht, daß der liebe Gott keinen Dollbart trägt, in Freidenkerkrematorien.

Sellmann: Wüßte ich nicht aus Deinen Büchern und Reden, wie fanatisch Dein Hass gegen die staatlichen und gesellschaftlichen Traditionen ist, ich käme auf den Verdacht, daß Dir jeder Idealismus abgeht.

Kak: Für euern Idealismus fehlt mir in der Tat das Verständnis. Ihr schlagt mit euerm Idealismus alle ewigen Ideale tot.

Sellmann: Das könnte jeder Pfaffe gesagt haben. (Es klopft).

Sellmann: herein!

Briefträger: Guten Tag! Ein eingeschriebener Brief für Herrn Heinz Sellmann.

Sellmann: Ja, geben Sie ihn nur her. — Vom Leichenverbrennungsverein? Die werden schon wieder ganz besondere Wünsche haben für den Kasten. Jeden Tag fallen ihnen neue Nebenräume ein. Da kann ich womöglich den ganzen Plan noch einmal zeichnen.

Briefträger: Wollen Sie bitte hier unterschreiben? (Geschleicht).

Sellmann: (Gibt ihm ein Trinkgeld) Bitte für den Weg.

Briefträger: Danke schön, Herr Sellmann. Guten Abend, meine Herren. (Briefträger ab).

Sellmann: (Erbricht den Brief) Entschuldige einen Moment.

Rack: Lies nur. — Aber was hast du denn? Ist es was Schlimmes?

Sellmann: So mußte es kommen! Das hat noch gefehlt! — Höre: „Sehr geehrter Herr Sellmann! Leider sehen wir uns genötigt, Ihnen mitzuteilen, daß unser letzter Brief, in dem wir Ihnen unsere Wünsche über die Einzelheiten des Krematoriumbaues auseinandersetzen, gegenstandslos geworden ist. In der letzten Zeit sind wiederholt Gerüchte zu uns gedrungen,

welche sich auf die Dame beziehen, die sich in Ihrer Gesellschaft befindet und geeignet sind, den Ruf der Lauterkeit derjenigen Bestrebungen zu trüben, an denen Sie teilnehmen. Unsere freihlichen Ideen werden um ihrer selbst willen so viel angefeindet, daß wir die größte Ursache haben, in der Auswahl unserer Repräsentanten mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit zu verfahren. Wir dürfen unseren Gegnern keine Angriffsfläche bieten. Uebertrügen wir Ihnen den Bauauftrag, so wären verletzende Angriffe, deren Spitze sich natürlich auch gegen uns richtete, gar nicht zu vermeiden. Nach mehrfachen eingehenden Erörterungen der Angelegenheit und nach reiflicher Ueberlegung müssen wir Sie daher zu unserem großen Bedauern bitten, von Ihrer Absicht, sich an der von uns ausgeschriebenen Konkurrenz zu beteiligen, zurückzustehen. Ihre Arbeit hätte keine Aussicht auf Berücksichtigung.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Der Leichenverbrennungsverein,
J. A.: Johann Toms.

Was sagst Du dazu?

Kack: Pfeif doch auf die Leute!

(Sellmann läuft aufgeregt umher)

Kack: Sag mal, sind diese Leute auch Mitglieder Deiner freidenkervereinigung?

Sellmann: Unsere Bewegungen setzen sich ja fast alle aus den gleichen Mitgliedern zusammen. — Diese Ungerechtigkeit! Alma so falsch zu verdächtigen!

Kack: Wäre der Verdacht gerechtfertigt, so wäre das Verhalten Deiner Gesinnungsgenossen doch gerade so gemein.

Sellmann: Dieses Krematorium sollte meine Existenz begründen.

Kack: Mit Freigeistern scheint kein Geschäft zu machen zu sein. Du solltest das endlich einsehen und Alma heiraten.

Sellmann: Mach jetzt keine schlechten Witze!

Kack: Es ist mein Ernst.

Sellmann: (plötzlich) Den ganzen Aerger habe ich nur Dir zu danken.

Kack: Insofern Du Alma überhaupt mir zu danken hast.

Sellmann: Deine Intimität mit Alma paßt mir schon lange nicht. Fremde Menschen können natürlich nicht wissen, daß Du

kein Glück bei ihr hast. Aber ich selbst sehe recht wohl, daß Du darauf ausgehst, mich mit ihr zu betrügen.

Kack: Du solltest Dich wegen dieser Aeußerung schämen. Ein Mann, der sich betrügen läßt, ist ein Idiot. Daß ich Alma liebe, verschweige ich Dir so wenig wie ihr. Und ich verschweige Dir auch nicht, daß ich es als ein Glück für Alma betrachten würde, wenn sie meine Liebe erwiderte. Ihre Verhältnis zu Dir brauchte das gar nicht zu berühren.

Sellmann: Du hast Ansichten, die jedem Reinlichkeitsgefühl hohn sprechen. Ich muß Dich bitten, auf meine Empfindungen Rücksicht zu nehmen.

Kack: Auf Deine Eifersucht?

Sellmann: Nenne es wie Du willst.

Kack: Wenn einer von uns beiden Grund hat, auf den andern eifersüchtig zu sein, so glaube ich, bin ich es eher als Du. Mir hat die Liebe gehört, die Du empfängst. Aber so kindisch bin ich nicht, daß ich Dich für Almas veränderte Gesinnung gegen mich verantwortlich machte.

Sellmann: Dann kannst Du dich ja mit der Tatsache dieser Veränderung zufrieden geben und brauchst Dich nicht zwischen unser Glück zu drängen.

Kack: Solange mich Alma nicht von ihrer Schwelle weist, werde ich ihr meine Nähe nicht entziehen. Sie braucht meine Freundschaft so nötig, wie Deine Zärtlichkeit. Vielleicht wird sie einmal begreifen, daß ihre Liebe zu Dir an Wert nur gewinnen kann, wenn Sie mir — oder einem beliebigen anderen — das Recht zu der gleichen Zärtlichkeit einräumte. Bei einer wertvollen Frau hat nur der Mann Aussicht dauernd glücklich zu sein, der vor ihr im ständigen Vergleich mit andern Männern besteht.

Sellmann: Deine Paradoxe mögen sehr geistreich sein. Mir imponieren sie nicht.

Kack: Schlimm genug, daß die Träger freier Ideen heute noch die einfachsten Ueberlegungen für paradox halten. Warum verkümmern denn die Ehefrauen in den bürgerlichen Familien zu so trostloser Keizarmut? — Weil sie in dem Aberglauben erzogen werden, sie müßten

ihre Gaben für den einen einzigen Mann konservieren, der ihnen zur Führung einer lebenslänglichen Ehe zugebracht wird. Allein die Vorstellung macht mich schaudern, daß es Frauen gibt, die im ganzen Leben nur ihren einen glauköpfigen, schmerzbäuchigen, kloßhändigen, schweißrühigen Ehegatten geküßt haben.

Sellmann: Daß die Frau, die man zu sich nimmt, unberührt sei, verlangt kein moderner Mensch mehr.

Kack: Im Gegenteil. Wenn sie schon etwas hinter sich hat, ist es umso verlockender für euch moderne Menschen, ihr die Vergangenheit abzugewöhnen. Ihr erzieht sie zur Monogamie, weil ihr eurer Frau auch dann noch sicher sein wollt, wenn ihr euch vor ihr gehen laßt. Ihr seid eifersüchtig aus Bequemlichkeit. Eifersucht, die infamste Form des Besitzneides, ist die erbärmliche Ausflucht eurer Feigheit; denn euch bangt vor der fähigeren Konkurrenz solcher Männer, die einer Frau das Recht zu uneingeschränkter Selbstbestimmung zuerkennen.

Sellmann: Du sprichst die Sprache eines Enttäuschten. Deine Konkurrenz hat sich nicht als leistungsfähig erwiesen.

Rack: Du bist unfein, Sellmann, und undankbar gegen Alma. Ich stehe nicht als der eifersüchtige Verschmähte Deiner Frau vor Dir, sondern als ihr Rechtswalter. Ich wünsche, Dich ihrer wert zu machen, indem ich ihren Wert vor Dir verteidige.

Sellmann: Mir braucht kein Mensch zu sagen, was Alma wert ist.

Rack: Doch. Du achtest die Frauen nicht hoch genug, um Alma genug lieben zu können.

Sellmann: Ich achte die Frauen nicht? Wo ich mich von jeher allen Verspottungen zum Troß auf die Seite der Frauenrechtlerinnen geschlagen habe!

Rack: Ja, politische Rechte willst Du ihnen geben. Es genügt gerade, daß uns Männern mit den politischen Rechten jedes persönliche Recht genommen wird. Das Recht, das die Frauen zu fordern haben, ist die freie Verfügung über ihre Person.

Sellmann: Die will ich ihnen keineswegs verwehren.

Rack: Aber Deine Frau willst Du für Dich allein haben. Das Recht auf Abwechslung, das wir Männer ganz selbstverständlich ausüben, wird den Frauen geweigert.

Sellmann: Ich habe Alma noch nie betrogen.

Rack: Das würde Dir auch nicht gelingen. Kennst Du Alma noch so wenig, daß Du meinst, sie könnte sich durch irgend welche Begegnungen, die Du erfährst, betrogen fühlen? Alma weiß recht gut, daß zwei Menschen mit einem gemeinsamen Dritten niemals das gleiche erleben können. Daher entgeht einem liebenden Manne so wenig wie einem liebenden Weibe ein Atom von der Liebe, die ihm gehört und wenn auch der andre Teil nebenher noch ein halbes Duzend Beziehungen unterhält. Hindert aber ein Mann seine Frau, — sei es auch nur durch ein Merkenlassen von Eifersucht, — alle ihre Wünsche nach Liebe zu stillen, so zerstört er in ihr die Besonderheit, auf der ihre Schönheit beruht. Er versklavt sie seinen Besitzgelüsten und jede Annäherung, jeder Kuß, jede Liebesbezeugung von ihm zu ihr wird zur Notzucht.

Sellmann: Ich bin nicht in der Stimmung, jetzt auf Deine dialektischen Verschrobenheiten einzugehen. Mir bricht meine beste Hoffnung über dem Kopf zusammen und statt mich zu trösten — —

Rack: (Bricht in Lachen aus).

Sellmann: Ich verbitte mir das Gelächter. Bedenke gefälligst, daß Du hier noch nicht ganz zuhause bist.

Rack: Der Umstand, daß Du hier wohnst, brauchte Dich immerhin nicht zu veranlassen, dermaßen zu schreien.

(Die Tür öffnet sich. herein tritt Alma Lüders, Arthur Vogel 40 Jahre und Else Vogel, 28 Jahre.)

Alma: Zankt man sich hier?

Rack: O eine kleine Meinungsverschiedenheit. Nur ein Prinzip.

Sellmann: So? (betreten) herzlich willkommen, liebe Freunde!

Alma: Ihr kennt unseren Freund, Herr Camillo Rack?

Rack: Ich glaube, ich hatte schon einmal das Vergnügen, der gnädigen Frau vorgestellt zu werden. — Na, (begrüßt Vogel) und wir zwei sind alte Bekannte.

Alma: Legt nur erst ab und macht's euch bequem.

Vogel: Nun, Heinz, was macht das Handwerk? Ah, was hast Du denn da auf dem Reißbrett? Den Grundriß zu einem Prachtbau!

Sellmann: (Reißt die Zeichnung vom Reißbrett) Reden wir nicht davon. Die Sache ist erledigt.

Else: (Zu Alma) Dein Mann scheint schlechter Laune zu sein.

Alma: Was hast Du nur, Heinz?

Sellmann: Laß mich in Ruhe!

Alma: Er ist sehr nervös. (Zu Rack) Ihr scheint Euch ernstlich gestritten zu haben.

Rack: (Zuckt die Achseln).

Alma: (Ablenkend) Wollten Sie nicht den jungen Walter mitbringen?

Rack: Ja, ich habe ihn aufgefördert. Er wollte aber noch arbeiten, solange es hell ist. Er versprach dann herzukommen. Ich denke mir, er wird bald hier sein.

Alma: Ein sehr begabter junger Künstler, Else.

Else: Ein Maler?

Alma: Ja, in der Ausstellung hängt ein Bild von ihm: Ein Kind, das mit einer Kasse spielt. Ausgezeichnet in der Bewegung und sehr lebendig in den Farben. — Er ist erst 20 Jahre alt.

Vogel: Siehst Du, Elschen, hier werden Dir gleich Menschen vorgeseht, mit denen Du Dein Steckenpferd reiten kannst. So weiß ich Dich wenigstens versorgt, wenn ich bummeln gehe.

Alma: Sie sind immer noch der Alte, Arthur.

Vogel: Noch älter, Frau Alma. 40 Jahre. Der Kopf wächst langsam durch die Haare, und die Westenschnalle muß immer weiter aufgelassen werden.

Rack: Wissen die herrschhaften schon, wo sie wohnen werden?

Else: Arthur wird wohl zu seiner alten Freundin Julie gehen wollen.

Vogel: Wenigstens will ich Sie mal fragen, ob die den alten Spießbürger noch leiden mag.

Sellmann: Ihr wohnt nicht zusammen?

Vogel: Nee, nee, lieber nicht! Das haben wir uns abgewöhnt. Man verträgt sich mit seiner Frau Gemahlin schon am besten, wenn man nicht zu lange mit ihr verheiratet ist.

Alma: Dann wohnt Else natürlich bei mir. (Umarmt sie) O, Kinder, wie ich mich freue, daß ihr da seid! Ach was, Arthur, — Sie kriegen auch einen Kuß! [Küßt ihn].

Rack: Und ich?

Sellmann: Rack, ich bitte Dich, unterlasse diese Scherze!

Alma: Sei doch nicht komisch, Heinz. Wir sind alle guter Dinge und Du sitzt da wie ein Griesgram.

Sellmann: Ich habe sehr wenig Ursache, lustig zu sein. Mit dem Krematorium ist es nichts. Man nimmt Anstoß an Deinem Lebenswandel.

Alma: Die Gesellschaft ist ja verrückt. — Aber sei doch froh, wenn Du nichts mehr mit den Philistern zu tun zu haben brauchst.

Sellmann: Meinst Du? Meine Enttäuschung scheint Dich nicht zu interessieren. Du weißt doch, wie wichtig mir die Ausführung dieses Baues gewesen wäre. Und da müssen jetzt Gerüchte entstehen, die alle meine Hoffnungen zerstören. Aber statt nun alles zu vermeiden, was dem Klatsch Nahrung geben kann, benimmst Du dich wieder —

Alma: Du wirst mir doch jetzt keine Szene machen, Heinz, wo eben Gäste ins Haus gekommen sind!

Sellmann: Gegen Dich richten sich ja auch meine Vorwürfe viel weniger als gegen diesen Rack —

Rack: Dieser Rack kann ja auch gehen.

Sellmann: Ich habe nichts dagegen.

Rack: Habe ich mich also als hinausgeworfen zu betrachten?

Sellmann: Deute dir mein Verhalten, wie du magst!

Alma: Besinne dich, Heinz! Es ist nicht klug, was du da tust.

Sellmann: Ach was, ich habe dies Compagnie-Geschäft nachgerade satt.

Rack: (Greift zum Hut; zu Alma) Wann werde ich Sie sehen?

Alma: Ich komme morgen früh zu Ihnen . .

Sellmann: Wie?

Alma: O bitte, ich habe nur mit Rack eine Verabredung getroffen.

Vogel: Kinder, die Stimmung scheint hier heute nicht ganz sonnig zu sein. Ich denke, Elschen, wir begleiten Herrn Rack ein Stück.

Alma: Nein, bitte bleibt. Heinz, komm doch mit mir ins Speisezimmer. Ich muß mit dir sprechen. Ihr entschuldigt uns eine

Weile. Ihr sollt Euch heute noch ganz wohl bei uns fühlen.

Rack: (Küßt Alma die Hand) Ich habe die Ehre, meine Herrschaften.

(In der Tür begegnet ihm Tobias Walter, 20 Jahre.)

Rack: Guten Abend, lieber Herr Walter. Sehen Sie nur hinein.

Walter: Sie gehen?

Rack: Das braucht Sie nicht zu stören. Sie finden dort die angenehmste Gesellschaft. Auf Wiedersehen! [ab]

Alma: Willkommen, Herr Walter. Darf ich Sie bekannt machen? Herr und Frau Vogel. Meine Freundin ist auch Malerin.

Walter: Ich glaube, Frau Sellmann erzählte schon von Ihnen. Guten Tag, Herr Sellmann!

Sellmann: Guten Abend. — Also Alma, ich stehe zu deiner Verfügung.

Alma: Ihr werdet Euch eine Weile ohne uns unterhalten, ja?

Else: Laßt Euch durch uns gar nicht stören.

[Sellmann und Else ab]

Vogel: Donnerwetter, das war aber ekelhaft peinlich eben.

Eise: Von der Seite kannte ich Sellmann noch gar nicht!

Vogel: Die Programmenschen der Freiheit sind fast immer so. Je mehr sie von ihrer Idee beseffen sind, umso weniger wissen sie von ihrer Anwendung. Aber Alma gefällt mir. Die läßt sich nicht verblüffen.

Walter: Haben Sellmanns sich gestritten? Ich kam hier in eine so verflörte Situation hinein.

Eise: Es hat keine Bedeutung. — Sehen sie sich, herr Walter, und erzählen sie uns von Ihren Arbeiten.

Walter: Wenn es Sie interessiert. Ich male jetzt nur Stilleben. Man spart das Modellgeld.

Vogel: Sehr geschick. Sie haben in der Ausstellung ein Bild?

Walter: Ja: „Kind mit Kasse spielend“. — Ich hoffe, es zu verkaufen. Es ist mit 200 Mark angefezt. Wenn ich die kriege, kann ich wieder etwas Großes anfangen.

Vogel: Wir gehen morgen in die Ausstellung, nicht Elschen? Wenn es uns gefällt, ließe sich ja über den Ankauf reden.

Walter: Ach, das wäre fein! — Wenn ich spazieren gehe, mache ich gewöhnlich in den Anlagen kleine Bleistiftskizzen.

Eise: Haben sie Ihr Skizzenbuch bei sich, ja? Da wollen wir gleich mal etwas von Ihrer Kunst sehen.

Walter: (Legt das Skizzenbuch auf) Es sind lauter landschaftliche Motive. — Das ist ein holzsteg am Stadtgarten.

Eise: Sehr hübsch. — Arthur gib mir eine Zigarette!

Arthur: (Nimmt das Etui aus der Tasche) Teufel auch, ich habe keine mehr. Wart' einen Moment, ich hole welche herauf.

Eise: Bitte, tu das. hier im hause ist ein Tabakgeschäft.
(Vogel ab)

Eise: Ich freue mich darauf, die Anlagen wieder zu sehen. Ich habe dort auch viel gezeichnet.

Walter: Vielleicht können wir mal zusammen dort arbeiten.

Eise: Natürlich, sehr gern, wenn Sie sonst keine Begleitung haben.

Walter: Nein, ich gehe fast immer allein. Ich habe gar keine freunde, die auch Maler wären.

Else: haben Sie denn keine Freundin?

Walter: Eine Freundin? Ich kenne die Kolleginnen von der Malschule nur vom Sehen.

Else: Es braucht ja keine Kollegin zu sein. Es wird doch ein Mädels geben, daß Sie gern haben?

Walter: Nein. — Wenigstens habe ich es ihr noch nicht gesagt.

Else: Warum sagen Sie's ihr denn nicht?

Walter: Daran darf ich noch nicht denken. Ich muß ja auch erst älter sein und soweit kommen, daß ich eine Frau ernähren kann. Es ist die Tochter von einem Professor.

Else: Meinen Sie, daß Professorentöchter sich nicht nach einem Liebsten sehnen? Sie müssen sie doch nicht gleich heiraten.

Walter: Aber gnädige Frau! Sie meinen, daß wir einfach so als Verhältnis —

Else: Ja, natürlich.

Walter: Nein, das tue ich nicht. Ich werde das Mädchen doch nicht unglücklich machen.

Else: Im Gegenteil. Sie sollen sie glücklich machen.

Walter: Ach so, eine freie Ehe, so wie Sellmanns? — Aber das würde ja gar keinen

Unterschied machen, dazu brauchte ich ja auch erst Geld und die Möglichkeit, ein eigenes Heim zu haben.

Else: Das würde in der Tat keinen Unterschied machen. Nein, haben Sie sie doch einfach lieb, wie alle jungen Männer ihre Geliebte haben.

Walter: O, gnädige Frau. Ich habe mir fest vorgenommen, vor meiner Verheiratung nie eine Geliebte zu haben. Das Mädchen, das einmal meine Frau sein wird, soll mich ebenso rein finden, wie sie selbst ist.

Else: (Streichelt ihm den Kopf) Was sind Sie für ein naiver lieber Junge.

Vogel: [tritt ins Zimmer] So, hier sind die Zigaretten. Hier mein Kind. [bietet Else an, die eine nimmt] Ihnen auch gefällig?

Walter: Ich danke sehr, Herr Vogel, ich rauche nicht.

Vogel: So jung noch und schon nicht rauchen! Aber ich nehme eine. [gibt Else Feuer und zündet die eigene Zigarette an]. — In der Haustür traf ich Sellmann. Er sieht höllisch verknurrt aus. Als ich ihn fragte, wo er hin wollte, gab er kaum

Antwort: „Wohnungsuchen“! Schon war er um die Ecke.

Else: Ja, Ja, Alma erzählte, daß ihr der Hauswirt plötzlich gekündigt hat. Sahst Du sie?

Vogel: Sie ging gerade aus der andern Tür eben und sagte, sie käme gleich herein. Sie war ganz verheult und will sich wohl die Augen waschen. Die müssen einen Mordskrach gehabt haben.

Else: Sehen Sie, herr Walter, so geht's in den besten Ehen zu. — Du, Arthur, morgen gehe ich mit herrn Walter an den Stadtgraben. Wir wollen zusammen skizzieren.

Vogel: Recht, Elschen, ganz recht. — Uebrigens: störe ich hier vielleicht?

Else: Ach ja, weißt Du, laß uns ein bischen allein plaudern.

Vogel: All right. Dann gehe ich ins Kaffeehaus hinüber. Ich bitte Alma, mich zu begleiten. Von euch werde ich sie grüßen, nicht? Auf Wiedersehen, lieber herr Walter. Adieu Elschen. [Gibt beiden die hand, an der Tür mit dem finger zu Else drohend] Kahe mit Kind spielend. [Ab]

Else: Also, Sie sind entschlossen, vor Ihrer Verheiratung niemals zu lieben. Glauben

Sie denn, daß Sie das werden durchführen können?

Walter: Bis jetzt ist es mir nicht schwer gefallen, und ich hoffe ja auch, recht bald heiraten zu können.

Else: Aber dann werden Sie ja gar keine Erfahrungen haben, wenn die junge frau mit ihren Anforderungen an Sie herantritt.

Walter: Das denke ich mir ja gerade so schön, wenn Mann und frau zugleich, beide unschuldig, das Geheimnis des Lebens erfahren.

Else: Und woher wollen Sie dann wissen, ob Ihre frau noch eben so unerfahren ist?

Walter: Ich bitte Sie, gnädige frau. — Ich heirate doch nur ein anständiges Mädchen. Ich sagte doch schon, das Mädchen, das ich verehere, ist die Tochter eines Professors.

Else: Ich war Geheimrathstochter und hatte schon ein 3jähriges Kind, als mein Mann mich heiratete. Ich glaube nicht, daß meine Anständigkeit darunter gelitten hat, daß ich früh mit ernsten Kämpfen zu tun bekam.

Walter: Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich bin Ihnen zu nahe getreten.

Else: Nein, keineswegs. Sie werden schon noch begreifen, daß Anständigkeit und Sittlichkeit mit den Beziehungen zwischen den Geschlechtern gar nichts zu tun haben. Hat Herr Rack denn darüber nie mit Ihnen gesprochen? Es soll doch seine Spezialität sein.

Walter: Ich kenne ihn erst seit kurzer Zeit durch Herrn Sellmann. Das Thema haben wir noch nie berührt.

Else: Sie müssen in uns Frauen Menschen sehen lernen; Menschen, mit dem gleichen Recht, nach eigenem Belieben zu leben, wie ihr Männer es so unbestritten habt. Ihre Bekannten haben doch alle Schätze?

Walter: Ja, die meisten.

Else: Haben Sie denn keine Achtung vor den Mädchen Ihrer Bekannten?

Walter: O doch. Aber wenn man die Leute selbst fragt, ob sie ihren Schwestern auch einen Geliebten gestatten würden, dann werden sie grob.

Else: Das müssen nette Gentlemen sein, die vor ihren Geliebten weniger Achtung

haben als vor ihren Schwestern. — Nun, lassen wir diese ernststen Gespräche für unsere gemeinsamen Kunstaufzüge. Heute will ich erst mal mehr Persönliches von Ihnen wissen. Wie heißen Sie eigentlich mit Ihrem Vornamen?

Walter: Tobias.

Else: Tobias, das ist hübsch. Das sind kluge Eltern, die ihren Kindern ungewöhnliche Namen geben. Meine Kleine heißt Anita Janina. — Tobias Walter! Mit dem Namen kommen Sie viel leichter zu etwas, als wenn Sie Fritz oder Emil hießen. Tobias Walter prägt sich ein.

Walter: Ich bin auch recht froh über meinen Namen.

Else: Tobias! Man bekommt Lust, Sie bloß beim Vornamen zu rufen. Darf ich?

Walter: O bitte, gnädige Frau!

Else: Dann dürfen Sie mich aber auch nicht mehr gnädige Frau nennen. — Aber auch nicht Frau Vogel, — erst recht nicht.

Walter: Wie soll ich Sie denn nennen?

Else: Else, einfach Else! [nimmt seine Hand] Jetzt sind wir wie Kinder, die miteinander spielen.

Walter: Sie haben so eine weiche hand,
gnädige — — Else —

Else: Wie lieb und kindlich Sie sind, Tobias.
Geben Sie mir einen Kuß.

Walter: Darf ich?

Else: Ja, mein Junge, Du darfst. (Sie küßt ihn
auf den Mund).

Walter: (Umarmt sie stürmisch) O Du, wie glück-
lich ich jetzt bin!

Else: [Sich plötzlich befreiend] Verachtest Du mich
jetzt als Ehebrecherin?

Walter: Nein, gewiß nicht. Ich habe Dich doch
lieb. O, mir geht ja jetzt erst die Welt
auf.

Else: Nun, dann komm! [Umarmung. Walter
nestelt an ihrem Rücken.]

Else: (Lächelnd) Die Bluse ist vorne geknöpft!
Vorhang.

Fleischeslust.

Küsse mich! Gib mir die lüsternen Lippen,
himmlische, wilde Hetäre!
Glaubst du, daß sich an unsern Gerippen
Gottes Liebe bewähre?
Glaubst du, es könnte zu ewiger Gnade
jemals die Seele schreiten,
stählt sich der Leib nicht im zeitlichen Bade
ewiger Seligkeiten?
Liebet einander! Der Herr hat's geboten.
Tu seinen Willen, du Fromme!
Liebe für Lebende! Tod für die Toten!
Wirf ab deine Hüllen — und komme!
Küsse mich! Eine Nacht soll uns schaffen
ewigen Himmels Beglücktsein.
In meine Arme! — Laß' Nonnen und Pfaffen
Gott lästernd keusch und verrückt sein!

Thekla.

Mädchen mit den krummen Beinen,
wie dein Dackel schief im Gang,
glätte mir dein weißes Leinen. —
Grade will dein Wuchs mir scheinen,
liegst du lang.

Deine Haut, die fleckig-kreidig
dir verunziert Stirn und Wang',
rötet sich und wird geschmeidig,
und dein Borstenhaar wird seidig,
liegst du lang.

Dein Organ ist wie der Späßen
krächzend-kreisender Gesang.
Komm auf schwellende Matraßen!
Wohllaut wird dein heißes Krähen,
liegst du lang.

Armes Kind, nie kam ein freier,
der dich auf sein Lager dang.
Komm mit mir zur Liebesfeier!
Mir schwillt Mut und Blut und Leier,
liegst du lang.

Volksfestspiele.

Es gibt kein Wort in der deutschen Sprache, das mit mehr Unvernunft und Planlosigkeit gebraucht wird, als das Wort „Volk“. Wer in den Begriff die Gesamtbevölkerung eines Landes fassen will, sollte sich zuvor darüber Rechenschaft geben, wo für ihn die Grenzen dieses Landes sind. Er wird doch nicht die zufälligen und gar nicht naturgemäßen politischen Staatsabgrenzungen als Rahmen um die schon im Klang bezeichnete Notwendigkeit „Volk“ legen wollen? Die französisch fühlenden Elsässer, die dänisch fühlenden Schleswiger, die polnisch fühlenden Posener verwahren sich rechtens dagegen, als Zugehörige deutscher Volkheit angesehen zu werden. Sinnlos wäre es aber auch, österreichischen Menschen, die deutsch reden, die ungeheuer viel Vergangenheit mit uns Deutschen gemeinsam haben, den Charakter als Deutschen zu bestreiten. Amerika beherbergt Deutsche, solche, die dort geboren wurden, deren Zugehörigkeit sich aber nie verleugnet, da Abstammung und Eigenschaften deutscher Art sind. Sie gehören zum deutschen Volk aller Geographie zum Trotz.

Manche möchten unter die Bezeichnung „Volk“, ausschließlich bestimmte Gesellschaftskreise geordnet wissen, und es gibt eine große politische Partei — leider stimmen ihr und ihrer haltlosen Theorie sehr breite Massen denkträger Menschen zu —, die mangelhafte Lebenshaltung als Voraussetzung für die Zugehörigkeit zum „Volke“ annimmt. Die Nachlässigkeit einer solchen Begriffsausdeutung hat zu den anmaßlichen Bestrebungen der sogenannten „Volkserziehung“ geführt, mit der hochstaplerische Existenzen die Konventionen gepflegten Wohlseins ins proletarische Gemüt pflanzen wollen, und zugleich hat sie beim Proletariat selbst einen Größenwahn gezüchtet, der alle nicht zum Arbeiterstande zählenden Leute als minderwertigen Geistes anzusehen geneigt ist.

Mir scheint „Volk“ keineswegs ein so konkret definierbares Wort zu sein. Vielmehr glaube ich, daß „Volk“ etwas Abstraktes und Geistiges, ein Empfindungswort und der Ausdruck für eine seelische Gemeinschaft ist. Zu dieser geistigen Verbindung genügt nicht die Besonderheit eines Rassencharakters, sondern es gehört dazu das starke deutliche Gefühl gemeinsamer Bedürfnisse in geistiger und sittlicher Beziehung. Diese in und unter dem Bewußtsein der Menschen wirkende wechselseitige Beziehung, die die volksfremde Zeit der Staaten durch Gesetze und Zwang zu kom-

penfieren sucht, ist die Bedingung zum Vorhandensein eines Volkes, und wir sollten uns nicht darin täuschen, daß der durchdringende und verbindende Geist, der aus gemeinsamen Eigenschaften gemeinsame Bedürfnisse schafft, in unseren zerfahrenen und zerfaserten Gesellschaftsverhältnissen nicht besteht. Ihn zu wecken und lebensfähig zu machen, das heißt also, zerrissene Beziehungen zu einen, so daß „Volk“ entstehe, ist die Aufgabe derer, die Kultur wollen.

Der zuverlässigste Prüfstein für Kultur heißt Kunst. Wo aus dem Geiste der Gemeinschaft Kunst entsteht, und wo Kunst mit den Nerven verbindenden Geschmacks genossen wird, herrscht Kultur. Wo aber in diesem Sinne Kultur herrscht, darf man vom Bestehen eines Volkes reden.

Die Hellenen waren in Wahrheit Volk. Sie kannten gemeinsame Hingabe an Kunst; die Kunst, die ihnen geboten ward, war aus ihrem eigenen Geiste entstanden. Ebenso war die Kunst der Renaissance solche, die im Geiste der Völker anstieß, und somit als Symbol der Verbindung und Verständigung betrachtet werden muß.

Die Künstler unserer Tage sind Esoteriker, müssen es sein, weil ihr Geist nicht vom Geiste aller ist, weil eben der alle verbindende Geist, der Volk ist, fehlt. Die Kunst ist nichts gemeinsames mehr. Der

traurigste Beweis dafür sind die Kunstmuseen. Die Bilder, die man darin sehen kann, sind aus den Hallen des Lebens sozusagen abgehängt. Man hat sie ins Karikätenkabinet verweisen müssen, damit sie für den Sehnsüchtigen noch zu finden seien. In den Galerien aber erdrückt ein Kunstwerk das andere, weil keines mehr in Verbindung ist mit dem Leben.

Die einzige Kunst, die aus der unmittelbaren Beziehung zu den Menschen nicht herauszunehmen ist, ist die des Theaters. Freunde meines Wirkens haben sich oft über meine leidenschaftliche Teilnahme an dem, was auf der Bühne vorgeht, gewundert, und es ist manchem vorgekommen, als bestehe ein Widerspruch zu meinem Einsagen zu den Vorgängen im Staats-Leben und zu meinem Tasagen zum Theater-spiel. Ich will versuchen, dieses Vorurteil zu widerlegen und die Beziehung zur Theaterkunst als notwendiges Korrelat zu meinem sozialen Revolutionarismus zu erweisen.

Zunächst sei mir die fetzerische Behauptung bewilligt, daß von allen Künsten die des Theaters die höchste ist. Ja, es kommt mir oft vor, als sei alle andere Kunst nur ihre Dienerin. Denn die Bühne ist da, um diejenigen Illusionen zu schaffen, die die Menschen zur Aufnahme höchster Offenbarungen befähigen. Ein Kunstwerk charakterisiert sich durch seine

synthetische Vollkommenheit. Die Bühne bedarf aller Künste, um zu ihrer Synthese zu gelangen. Auge und Ohr wird gleichmäßig gefangen genommen von den Darbietungen des Theaters, und gerade die Tatsache, daß das Kunstwerk, das wir im Theater genießen, Handlung ist, also fließt und verschwindet, bedingt die höchste künstlerische Konzentration und nimmt unsere künstlerischen Nerven mehr als irgend ein anders Erlebnis in Anspruch. Wir haben nicht Zeit, wie bei einer Skulptur um das Kunstwerk rund herum zu gehen, es abzutasten und uns während der Betrachtung auch anderen Gedanken und Empfindungen hinzugeben. Jede Ablenkung zerreißt das ganze Werk, weil es zu gleicher Zeit sich aufbaut und darstellt, gleichzeitig wirkt und zerfließt.

Das Wertvollste aber an dieser Kunst ist das Material, aus dem sie sich schafft. Dieses Material ist das Leben selbst. Da aber, wie gesagt, die Bedingung aller Kunst ist, synthetisch zu sein, so ist die Aufgabe der Bühnenkunst, das Leben zur Synthese zu gestalten, — und damit scheint die Bühne berufen, Bilder des Lebens zu geben, die frei sind von aller Schlacke oder Wirklichkeits-Komparserie, Schicksale vorzuführen, losgelöst von den gewöhnenden und verflachenden Zwischenfällen der Zeit, konzentriert zu zeigen, was wir im zersplitternden Durcheinander un-

endlich vieler gleichgiltiger Nebenhandlungen übersehen. Hierbei rede ich keineswegs einer Agitationsdramatik das Wort. Eine im Grunde irrelevante Liebesaffäre, vom Dramatiker künstlerisch gefügt, von den Darstellern künstlerisch zur Anschauung gebracht, von der Regie künstlerisch zusammengefaßt, erfüllt durchaus die Forderungen, auf die es ankommt: das Typische des Lebens in gedrungenem Ausdruck herauszuheben, und viele Herzen in gemeinsamer Erregung für ein fremdes Schicksal schlagen zu lassen, im Wissen, daß es eines jeden Schicksal ist.

Hier ist der verbindende Geist, der vom Theater ausgeht, der volkschaffende und damit im Kern revolutionäre Geist dieser Kunst.

Das Schauspiel, an dem in gleicher Weise der Dichter, der bildende Künstler und die Darsteller lebendiger Menschen mitzuwirken haben, ist nach alledem eine Kunst, die ihre Aufgabe völlig verfehlt, sobald sie sich der Öffentlichkeit entzieht. Die Versuche in „Kammerspielen“, „Intimen Theatern“ und dergleichen, der Bühne einen esoterischen Charakter zu geben, mögen berechtigt sein, soweit es sich darum handelt, vorgeschrittene Geister an die Gemeinsamkeit des Empfindens zu gewöhnen. Zum Prinzip erhoben bedeutet solche Flucht vor der Masse etwas Reaktionsäres und Geistfeindliches. In den Kulturzeiten der Antike rief

man zum Theaterspiel möglichst große Menschenmengen herbei, und jede Aufführung war ein Fest für alle, ein Volksfest.

Das kann in dieser Weise bei uns natürlich nicht gelten. Wir haben kein Volk und können also auch keine Volksfeste veranstalten. Anders aber steht es um den Plan, die Schaubühne für den gleichzeitigen Besuch großer Menschenmengen herzurichten. Gelingt es, weite Massen auch nur einige Stunden in einer künstlerischen Erregung festzuhalten, so wäre das vielleicht ein erster Schritt auf dem Wege zur „Volksbildung“ (das heißt: zur Bildung, Formung, Gewinnung eines Volks).

Man verstehe mich recht: Mit einer solchen geistigen Verbindung zwischen Angehörigen verschiedener und durch die gegebenen Verhältnisse selbstverständlich feindlicher Volksschichten wünsche ich gewiß nicht eine Ueberbrückung der sozialen Gegensätze anzubahnen. Aber ich bin optimistisch genug zu glauben, daß allein die Einsicht, daß menschliche Verwandtschaft vorhanden ist, da ja übereinstimmende Gefühle möglich waren, dazu beitragen wird, die trennenden und fortwährend Haß, Feindschaft und Fremdheit zeugenden wirtschaftlichen Verhältnisse als dasjenige zu erkennen, was der Entwicklung jeglicher Kultur im Wege steht. Ich glaube, daß das menschliche Prinzip der Kunst

imstande ist, die Unhaltbarkeit von Zuständen zu erweisen, unter denen keine Kunst, kein Volk gedeihen kann, und daß durch die Erziehung der Kunst zur Liebe und zum Frieden der Haß gegen die kulturfeindlichen Gewalten und damit Revolution und Abhilfe herbeigeführt werden kann.

Die Idee der Volksfestspiele kann von freihheitlich gesinnten Menschen garnicht laut genug begrüßt werden. Kommen fünftausend Menschen aus einem Theater, in dem sie etwas allgemein menschliches in dichterischer Gestaltung und in festkünstlerischer Darbietung gemeinsam genossen haben, so ist ein verbindendes Element zwischen ihnen entstanden, das ohne zunächst in dieser Form ins Bewußtsein zu dringen, die Unmöglichkeit allmählich fühlbar machen muß, daß zwischen ihnen ein Berg von Häßlichkeiten sich türme, der von ganz unkulturellen, ganz volksfeindlichen, ganz ungeistigen Dingen gehäuft ist.

Es kommt darauf an, Personen für das Werk der Volksfestspiele zu finden, die ebensoviel Liebe zur Kunst wie Liebe zu einem werdenden Volk in der Brust haben, Personen, die eine Angelegenheit der Kultur nicht als Angelegenheit ihres Geschäfts betrachten und die das Theater so ernst nehmen, wie das öffentliche Leben heutzutage leider nicht zu nehmen ist.

Für das Repertoire wähle man solche Werke,

in denen eine starke Handlung starke Wirkungen hervorruft. Es gibt Dichtungen und Opern genug, die sich zu Festspielen vor Tausenden von Zuschauern sehr eignen, wenn nur Liebe und eindringendes Verständnis an die Arbeit geht. Schillers „Räuber“, Kleists „Hermannschlacht“, Bizets „Carmen“ könnten den Anfang machen. Zeigt sich bei solchen Versuchen erst, daß ein Volk im Werden ist, so wird es auch an den Dichtern nicht länger fehlen, die diesem Volke freudig das Blut ihrer Seelen zu trinken geben werden.

Versuch einer Reformation der Sprichwörter.

Einigkeit macht nicht glücklich.
Reichtum macht stark.

Man soll den Tag nicht mit dem Bade ausschütten.
Man soll das Kind nicht vor dem Abend loben.

Morgenstunde hat kurze Beine.
Lügen haben Gold im Munde.

Wissen höhlt den Stein.
Steter Tropfen ist Reichtum.

Eigenlob ist schwer.
Aller Anfang stinkt.

Übermut gesellt sich gern.
Gleich und gleich tut selten gut.

Wie man in den Wald ruft, so liegt man.
Wie man sich bettet, so lönts heraus.

Was ich denk und tu, ist menschlich.
Irren traue ich anderen zu.

Wer anderen eine Grube gräbt, hat wohlgebaut.
Wer auf Gott vertraut, fällt selbst hinein.

Ein gut Gewissen studiert nicht gern.
Ein voller Bauch ist ein sanftes Ruhekrissen.

Müßiggang ist Goldes wert.
Eigner Herd ist aller Laster Anfang.

Golgatha.

Gebeugte Menschen mit stumpfem Blick
hocken in dumpfen Spelunken:
den Neid im Auge, den Tod im Genick,
von elendem Fusel trunken.
Da tönt eine Stimme von außen herein:
„Kopf hoch! Ihr seid nicht verloren.
Ich füll' eure Becher mit goldnem Wein, —
auch euch ist der Heiland geboren!
heraus ins freie, und folgt mir nach,
wo Schätze liegen!“ —
Die Stimme des Mannes, der also sprach,
hat plötzlich geschwiegen.
Ein Scherge führt ihn gefesselt fort . . .
Den Menschen aber da drinnen
klingt seiner Rede lockendes Wort
wie ferner Traum in den Sinnen.
Sie senken den Kopf auf des Tisches Brett
und trinken mit heiserem Lachen. — — —
Ein Jude zog aus von Nazareth,
die Armen glücklich zu machen.

Carmen.

Der junge Dichter erlebte viel in dieser Zeit.
Die Post brachte ihm täglich Zeitungsausschnitte,
in denen er seinen Erfolg bestätigt fand. Der
Traum seiner Kindheit schien sich zu erfüllen.
Man beachtete ihn.

Die Vendetta-Lieder, die er unter dem
Namen Rigo veröffentlicht hatte, erweckten
die Aufmerksamkeit aller literarisch Interes-
sierten. Man lobte die formgewandtheit, mit
der Rigo seine leidenschaftlichen Empfindungen
zum Ausdruck brachte. Diese Empfindungen
des Hasses gegen die Gesellschaft, der Mut
gegen die irdischen Einrichtungen, der Ver-
zweiflung über die eigene Mißgestalt, über
den Zwiespalt des Körpers und der Seele,
über seine Haltlosigkeit in der Welt.

Rigo sog die Kritiken gierig in sich hinein.
Er las die Gedichte, die darin hervorgehoben
waren, laut nach und rekonstruierte die wilden,
leidenschaftlichen und wütenden Stimmungen,
aus denen sie entstanden waren.

Dann lief er auch wohl vor den Spiegel, um sich an der Scheußlichkeit seiner Grimasse zu weiden. Er empfand Schadenfreude gegen sich selbst und grinste, wenn er der ekelerfüllten Besprechungen dachte, mit denen die Kritiker der Zeitungen, welche von der frommen und reichen Welt gelesen wurden, seine Gedichte von sich abschüttelten.

Auch Zustimmungsbriefe erhielt er, — zu meist von Damen. Und wenn er sie las, verzog sich sein zerissenes Judengesicht zu einem sauern Lächeln. Die gemütvollen Gänse! Was wußte ihr albernes Mitleid von seinem gierigen Haß, von seiner heißen Rachsucht?!

Aber ein Brief kam an; den las er mehrmals: „Rigo! Ich habe Ihre Verse gelesen und muß Ihnen schreiben. Ich lebe in der Gesellschaft, die von Ihren Vendetta-Liedern gezüchtigt wird. Ich liebe jede Leidenschaft, die sich gegen die Vergewaltiger meiner Jugend wendet. Ich empfinde Sie als Freund und bitte Sie um ein freundeswort.“

Der Brief war unterzeichnet: „Carmen“ und mit einer Postrestante-Adresse versehen.

Rigo gestand sich nicht, daß ihn der Brief empfindlich ergriff, und er antwortete kühlen Tones, die Schreiberin möge aus ihrer Anonymität hervortreten, sie möge ihm ihr Bild senden, und dann werde er sich entschließen, ob ihm eine weitere Pflege der schriftlichen Beziehung geraten erscheine.

Carmen gab schnellstens Nachricht.

Unter flehentlichen Bitten um Verschwiegenheit gab sie ihren Namen an als den der Tochter eines geheimen Regierungsrates im Finanzministerium, einen Namen von altem, vornehmen Adel. Sie versicherte, nur der heftige Drang, sich einem ihren Kreisen ganz fernstehenden, ihre Kreise leidenschaftlich hassenden Menschen mitzuteilen, habe sie vermocht, den Namen ihres Vaters preiszugeben. Sie müsse einmal, wenn auch nur in Worten, aus der Umgebung flüchten, die sie nötige, mit faden, verächtlichen Leutnants, fade, verächtliche Gespräche zu führen. Sie hoffe, Rigo werde ihre Empfindungen verstehen und ihr Vertrauen nicht mit Füßen treten. Dem Briefe war eine Photographie beigelegt, die Rigos Bewunderung erregte.

Das Mädchen war erstaunlich schön. Große sehnsüchtige Augen standen vor dem ovalen Gesicht. Der Mund war etwas spöttisch geöffnet, der Kopf, um den sich dunkle Haare kranzförmig wanden, war wie in Erwartung eines Erlebnisses geneigt. Die sinnliche Haltung des schlanken Körpers sprach von dem Unrecht, das diesem jungen Leben geschah.

Rigo sah das Bild lange an. Was wollte dieses Geschöpf von seiner Häßlichkeit? Was hatte die hier mit seinen Zerissenheiten zu tun? Eine Unbefriedigte, dachte er; ich aber bin ein Friedloser. Er wollte sie erproben.

Er schrieb: „Mein Fräulein, ich bin nicht geneigt, platonische Briefstellerei zu üben. Sollten Sie die Absicht haben, den Menschen Rigo kennen zu lernen, nicht den Beichtvater, so kommen Sie morgen Nachmittag 5 Uhr in meine Wohnung. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Jude bin, ohne Geld, primitiv in meinen Lebensgewohnheiten, und dem Staate und der Gesellschaft rücksichtslos verfeindet. Ueberlegen Sie, was Sie tun. Ich Ihnen um Ihren Ruf bange, so bleiben Sie bei Ihren Leutnants. Ich erwarte keine Nachricht mehr von Ihnen, und werde im Falle

Ihres fernbleibens unsere Korrespondenz als nicht geschehen betrachten. Rigo“.

Es war doch einige Unruhe in dem jungen Menschen. Er wollte zynisch bleiben vor sich selbst. Er wollte es nicht wahr haben, daß er sich seiner Häßlichkeit, dieses eckigen ungelinken Körpers, der hochgezogenen Schultern, des tierischen Kopfes mit den borstigen Haaren, des zernagten Bartes und des rohen Ausdrucks schämte. Er nahm seine Vendetta-Lieder vor und berauschte sich an den eigenen Versen, die ihm die Einbildung gaben, die übrige Menschheit sei schuld an seiner Mißratenheit. Er legte das Bild Carmens vor sich und empfand eine satanische Freude, daß dieses schöne Mädchen, eine adlige Geheimrathstochter, zu ihm kommen, sich willenlos ihm, dem Juden, dem Paria, in die Hände liefern werde.

Und wenn sie nicht käme? Sie mußte kommen. Er fühlte, es würde etwas in ihm zerbrechen, wenn sie nicht käme. Sein Selbstbewußtsein würde einen Stoß bekommen. Er verschlechte den Zweifel. Er wuchs innerlich. Er ward stolz und nahm sich wichtig.

Sein Blick glitt durch das kahle Zimmer. Sie würde doch recht ernüchtert sein. Mit

einem plötzlichen Entschluß stürzte er hinaus und kaufte ein paar rote Tulpen, die er in ein Wasserglas stellte. So war das Zimmer doch etwas freundlicher.

Dann lief er, die Hände in den Hosentaschen, den gedunsenen Kopf weit vorgestreckt, in dem kleinen Raum auf und nieder, bis es schellte. Er öffnete die Tür unter Herzklopfen. Da stand sie. Er sah an ihr vorbei und ging wortlos und unbeholfen vor ihr her, bis sie in das spärliche Licht des Zimmers traten.

Er gab ihr die Hand. Dann sah er von unten her zu ihr hinauf. Er bemerkte, daß ihr Gesicht blutrot war vor Scham, daß sie hilflos lächelte und daß sie noch schöner war als auf dem Bilde, das er besaß.

„Ich bin froh, daß Sie gekommen sind“, sagte er lauernd. Dann mühte er sich ungeschickt, ihr aus dem Mantel zu helfen. Sie kam ihm zuvor und legte auch den Hut ab. In beiden kreifte dasselbe Gefühl, dieselbe Spannung, dasselbe Warten. Sie sahen eines im andern nur den Inhalt der Briefe, die sie erhalten hatten, nicht den Schreiber. Rigo sah die Geheimrattstochter, die Gesellschaftsdame, die um ihr Leben betrogene Unterhalterin

fader Leutnants; er sah nicht mehr Carmen, nicht mehr das blutübergossene Gesicht, das verlegene Lächeln, die schamhafte Gebärde des zitternden Mädchens, das ausgeliefert dem fremden Manne gegenüberstand. Und Carmen wußte nichts von dem häßlich verzerrten Gesicht, von der gedrückten Haltung, von dem gierigen Auge des Mannes, der sie belauerte. Sie empfand nur das Gemach, das sie umgab, das Gemach des Dichters der Vendetta-Lieder und Rigo, den Dichter.

Rigos Gesicht nahm einen feindseligen Ausdruck an. Carmen wünschte etwas zu sagen. „Ich liebe Ihre Verse“, brachte sie mit Anstrengung hervor.

Aber als ob diese Worte ein Signal seien für seine Spannung, stürzte sich Rigo auf das zitternde Mädchen, riß ihr das Kleid vom Halse herab entzwei, und schmiß sie über sein Bett.

Ihre Glieder lagen schlaff zueinander hingestreckt. Beide durchschauerte das gemeinsame Erlebnis wie ein Fiebertraum und beide empfanden nur das Erlebnis, nicht den andern.

Wortlos erhoben sie sich und brachten ihre Kleider in Ordnung. In Carmens Augen

standen Tränen, nicht Tränen der Reue, nicht Tränen der Enttäuschung, es waren Tränen der Erschütterung über ein tiefes Neues, das über sie gekommen war. Sie wandte sich zum Gehen.

Rigo sah ihr zu, wie sie den Hut mit einer langen Nadel am Haar befestigte. Seine Schultern waren hoch emporgezogen. Er keuchte etwas, im Gefühl eines errungenen Sieges. Er empfand Schadenfreude und skizzierte flüchtig in sich die Stimmung des Mädchens, wenn sie wieder einträte in das vornehme Haus ihres Vaters, des adligen Geheimrats.

Sie machte einen Schritt zur Tür. Da sprang er noch einmal auf sie zu und küßte sie mit roher Bier auf den Mund. Dann schob er sie selbst hinaus und warf die Tür hinter ihr zu.

Er trat ans Fenster und sah auf den Hof hinab. Unter dem Dach eines alten Schuppens, von dem aus einem verbogenen Wasserrohr schmutzige Tropfen fielen, ging Carmen vorbei. Ihr Gang war leicht und graziös und ihr Schritt war so sicher, daß Rigo sich ärgerte.

Und wieder grüßte ein Triumph über sein Gesicht. Aus den Kreisen hatte er Eine ge-

habt, er, der Jude, der häßliche Paria, der unversöhnliche Feind dieser Gesellschaft.

Er wollte sich seinen Erfolg noch einmal ganz hell vor's Bewußtsein bringen und nahm die Photographie heraus. Wie schön sie war! Aber in Wirklichkeit war sie wohl noch schöner gewesen. Er suchte sich in der Erinnerung des Besitzes Carmens, des Weibes, zu vergewissern. Und da merkte er, daß er es nicht konnte.

Er fühlte plötzlich, daß er eine Gelegenheit verpaßt hatte, glücklich zu sein. Ihn, der so häßlich war, daß ihn jede verabscheute, ihn, dessen gallige Verse ja nichts anderes waren als Produkte der Verzweiflung über seine abstoßende Scheußlichkeit, — ihn hatte ein Weib besucht, ein schönes, leidenschaftliches Weib; er hatte es in seinem Bette gehabt und er hatte es hinausgehen lassen, ohne von dem Glück zu kosten, das ihm Carmen hatte geben wollen. Statt des Glücks hatte er eine Situation genossen.

Rigo trat wieder ans Fenster. Er sah lange den schmutzigen Tropfen zu, die aus dem verbogenen Wasserrohr von dem morschen Dach des Schuppens heruntertroffen. Er kam sich reichlich dumm vor.

Im Bruch.

fest zugeschnürt der Hofengurt.
Der Darm ist leer, Der Magen knurrt.
Auf morschem Rock glänzt Fleck bei Fleck.
Darunter starrt das Hemd von Dreck.
Aus Pfützen schlürft das Sohlenloch.
Wer pumpt mir noch? Wer pumpt mir noch?
Wer pumpt mir einen Taler noch?

Kein Geld, kein Schnaps, kein Fraß, kein Weib!
In mürben Knochen kraßt der Leib.
Die Nacht ist kalt. Es kraßt das Stroh.
Die Laus marschieret. Es hupft der Floh.
Die Welt ist weit, der Himmel hoch.
Wer pumpt mir noch? Wer pumpt mir noch?
Wer pumpt mir einen Taler noch?

Noch einen einzigen Taler nur:
für einen Schnaps! für eine Hur!
für eine Hur! für eine Braut!
Das Leben ist versaut! versaut!
Nur einen Taler! helfst mir doch!
Wer pumpt mir noch? Wer pumpt mir noch?
Wer pumpt mir einen Taler noch?!

Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit

:: Herausgeber: ::
ERICH MÜHSAM



Erscheint monatlich. :: Sämtliche Beiträge sind vom Herausgeber. :: Das Einzelheft kostet 30 Pfg. Jahresabonnement 3 Mk.

Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1 a.

Kain, heft 1. Inhalt: Kain (Gedicht). — Die Todesstrafe. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Bayerische Freiheitlichkeit. — Die volle Maß. — Oeffentlicher Dant.

Kain, heft 2. Inhalt: Apell an den Geist. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bücher. — Schönherz's Plagiat. — Krawall, Revolte, Revolution. — Jagow und Kerr. — Humor. — Korrespondenz.

Kain, heft 3. Inhalt: Ausruf zum Sozialismus. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Der unzüchtige Marquis. — Georg Hirsh. — Die nervenschwache Polizei.

Kain, heft 4. Inhalt: Widmung. — Menschlichkeit. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Für Webelind. — Tarifstreue. — Rentuch und Berlin. — Der Herr Rektor. — Semerau.

Kain, heft 5. Inhalt: Sittlichkeit. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Mottl, ein Opfer der „Münchener Post“. — Der heilige Salvo. — Architektur und Behörde. — Bekanntmachung.

Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1 a.

Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1 a.

Kain, heft 6. Inhalt: Der marokkanische Krieg. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Aus dem Münchner Zensurbeirat. Offener Brief von Frank Webelind. — Schieße bei Zeiten. — Zweierlei Maßkrüge. — Walhalla.

Kain, heft 7. Inhalt: Bebel †. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Wien. — Mainz. — München. — Korrespondenz.

Kain, heft 8. Inhalt: Justiz. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Der Kaufen. — Zeitfragen. — Tripolis und China. — Unser Wittinger.

Kain, heft 9. Inhalt: Gegen die Polizei. — Gedächte. — Die Tat des Dietrich Stobäus. — Eigeneß. — Respekt vor Dichtern. — Geldentaten. — Der politische Kronprinz. — Wählt! Wählt! — Versammlungsbericht.

Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1 a.

Von Erich Mühsam erschienen folgende Bücher:

Die Wüste. Gedichte 1904 . . Mk. 2.40

Der Krater. Gedichte 1909 . . Mk. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel 1906 Mk. 2.—

In kurzer Zeit erscheint im Dreißtellen-Verlag,
Karlsruhe:

Scheinwerfer.

Betrachtungen aus der Künstler-Perspektive.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
:: Rein-Verlag, München, Baaderstraße 1 a. ::

MUENCHEN



SCHENKUNG
CG.v.MAASSEN

